

Als ich an meinen Arbeitsplatz zurückkehrte, muss man mir meinen Misstrauen wohl angesehen haben: Mein Kollege Manuel schrieb mir sofort eine E-Mail, in der er fragte, was denn passiert sei. Das wollte ich ihm lieber persönlich erzählen, und wir schlichen uns kurzerhand aus dem Büro. Manuel war ebenso verwundert über die Beschwerde meiner Kolleginnen und die Reaktion meiner Vorgesetzten und hielt zu mir. Er war mit einem Mal völlig aufgebracht und wollte die beiden aus Loyalität zunächst einmal links liegen lassen. Manuel und ich beschlossen, ab jetzt nur noch zu flüstern, damit wir sie nicht mehr stören konnten. Mit Alexandra und Denise wechselte ich seitdem kein privates Wort mehr und berufsbezogen nur noch das Nötigste, und genau das tat Manuel auch. Infolgedessen fühlten sich die beiden Kolleginnen jedoch angegriffen und es entwickelte sich der reinste Nervenkrieg. Denise und Alexandra machte das kaum etwas aus, mir hingegen ging es schlecht. Oft saß ich verzweifelt an meinem Arbeitsplatz und kämpfte mit den Tränen. Ich war brenzligen Situationen bisher immer gut gewachsen gewesen, diesmal jedoch ging mir die Angelegenheit ungewohnt nah.

Zu Hause war ich ebenfalls nicht mehr zu gebrauchen; ich hatte das Gefühl, meine Trauer bräche erneut über mich herein: Ich weinte nur noch, hatte keine Lust morgens aufzustehen und stellte den Sinn meines Lebens in Frage. Ich hatte den Tod von Leonie in keinsten Weise verarbeitet, das wurde mir schlagartig bewusst. Zum ersten Mal gestand ich mir ein, dass es ein Fehler war, so schnell wieder arbeiten gegangen zu sein. Am liebsten hätte ich von heute auf morgen alles hingeschmissen und wäre zu Hause geblieben. Ich dachte darüber nach, einen Psychologen aufzusuchen, der mich für einige Zeit aus dem Verkehr ziehen sollte, doch dann hatte ich wieder Zweifel: Ich hatte Angst vor dem Tag, an dem ich wieder würde arbeiten gehen müssen und befürchtete, dass es dann noch viel schlimmer kommen könnte. Ich vegetierte von Tag zu Tag vor mich hin. Meine einzige Hoffnung bestand darin, bald schwanger zu werden und dann sofort zu Hause bleiben zu können.

Nach einigen Wochen entspannte sich die Lage im Büro etwas. Doch die Anspannung in mir selbst wuchs: Mit Hilfe des Zykluscomputers hatte ich versucht, meinen Eisprung zu bestimmen, was mir jedoch leider nicht gelingen wollte. Unglücklicherweise zeigte das Gerät die fruchtbaren Tage nicht korrekt an. Nach zwei Zyklen ließ ich mich von Sarah überzeugen, es zusätzlich mit der Temperaturmessmethode zu probieren. Ich war mir sicher, dass es damit sofort funktionieren würde. Mittlerweile hatte ich mir selbst einen enormen Druck auferlegt: Ich wollte schwanger werden, um der Arbeit zu entfliehen. Jede Schwangere, die ich in dieser Phase meines

Lebens sah, löste bei mir tiefste Trauer aus. Nicht nur die Trauer um das Ausbleiben einer erneuten Schwangerschaft, sondern auch die Trauer um Leonie. Von Tag zu Tag ging es mir schlechter – dennoch bemerkte niemand etwas. Alle um mich herum schienen vergessen zu haben, was vor ein paar Monaten erst geschehen war, und waren sich anscheinend sicher, dass ich alles gut verarbeitet hatte.

Selbst als ich mal wieder ein paar Tage in Halle verbrachte, bemerkte niemand meine Verzweiflung. Ich hoffte, beim Karneval Ablenkung zu finden, doch auch dort fand ich keinen Weg aus meinem Tief heraus. Eine Bekannte fragte mich kurz vor einer Karnevalsveranstaltung: „Wie geht es dir denn so?“ Als sie bemerkte, dass ich etwas zögerte, beantwortete sie sich die Frage selbst: „Bestimmt geht es dir gut“, und wandte sich von mir ab. Ich versuchte mich meiner Mutter mitzuteilen, die mich angeblich zwar verstand, jedoch der Ansicht war, dass ich nur deshalb so deprimiert sei, weil ich zu intensiv und häufig mit gleichermaßen Betroffenen kommunizierte. Dass diese Menschen jedoch die Einzigen waren, die Uwe und mich verstanden, konnte sie nicht nachvollziehen.

Abends nach einer Karnevalsveranstaltung lag ich mit dem Gefühl im Bett, dass mich niemand verstehen wollte, und schrieb folgende Zeilen auf:

*Warum nur kann mich niemand verstehen? Leonie ist jetzt fünf Monate tot und alle tun so, als wäre nie etwas gewesen. Das stimmt nicht und dennoch erwartet man von uns, die Trauer verarbeitet zu haben und wieder zu funktionieren. Funktionieren ist der richtige Ausdruck, denn mehr machen wir zurzeit nicht. Wir versuchen im Alltag klarzukommen und das fällt oft verdammt schwer. Das Schlimme dabei ist, dass niemand sieht, wie schlecht es uns bzw. mir tatsächlich geht.*

*Seit Leonies Tod weiß ich, wer meine wahren Freunde sind, und da kann ich nur sagen: Ich habe kaum welche. Die Menschen, mit denen ich sehr viel Zeit verbracht hatte, haben es nicht einmal geschafft, mich anzurufen, geschweige denn nach dem Befinden zu fragen, als wir uns wiedergesehen haben.*

*Weshalb das so ist, wird nicht gefragt! Ich habe dennoch die Antwort: Sie haben Angst, dass ich sagen könnte: „Mir geht es beschissen!“ Damit könnten und wollten sie nicht umgehen.*

*Wenn ihr Freunde, Bekannte, Arbeitskollegen und ... das lest, fragt euch doch einmal, ob ihr tatsächlich beurteilen könnt, wie es mir/uns in Wirklichkeit geht!*

Diese Zeilen habe ich niemandem gezeigt, obwohl ich sie am liebsten auf Leonies Homepage veröffentlicht hätte. Letzten Endes war mir diese Angelegenheit dann doch zu persönlich, weshalb ich den Brief lieber für

mich behalten hatte; ich hatte meine Gedanken aufgeschrieben und das reichte mir fürs Erste!

In den nächsten Wochen ging es mir zwar geringfügig besser, jede Unwegsamkeit warf mich jedoch erneut aus der Bahn: